

Um den christlichen Sonntag

JOSEF ANDREAS JUNGSMANN SJ

Das Ehrenvollste, was man von der Maschine und von der maschinenbedingten Entwicklung der Technik sagen kann, ist: sie hat nicht bloß die Schwere der körperlichen Arbeit erleichtert, sondern hat auch zeitmäßig zu einer weitgehenden Befreiung des Menschen von der Arbeitsfron geführt. Das Werkstück, das der Mensch vordem einzeln mit der Hand schaffen mußte, schafft die Maschine nach ein paar Handgriffen am Hebel oder am Schalter zu Tausenden. Ein Druck auf den Knopf, ein Ruck am Lenkrad, und der Kran hebt die schwersten Lasten. In wenigen Monaten steht ein gewaltiges Bauwerk da, dessen Errichtung früher Jahre erfordert hätte. Der Mensch wird freier. Der Druck der Materie ist gelockert, das Höhere im Menschen, das Geistige kann sich entfalten in edlem Genuß, in schöner Lebensfreude, in würdigem Dienst für hohe Ideale. Denn das ist offenbar der Sinn der Freizeit, wenn sie nicht Leere und Langeweile sein, sondern den Menschen emporführen, ihn wirklich befreien soll.

Mit dem Bestreben nach Verkürzung der Arbeitszeit durch die Hilfe der Maschine verbindet sich das weitere Bemühen, den Arbeitsvorgang immer kostensparender zu machen, ihn zu rationalisieren, und zwar soll nicht nur die Maschine so gebaut werden, daß sie mit den geringsten Ansprüchen die größte Leistung hervorbringt, auch der Rhythmus des menschlichen Beitrags soll so gestaltet werden, daß er sich der Maschine möglichst anpaßt. Das hat zum Gedanken der gleitenden Arbeitswoche geführt. Die Bedienung der Maschine soll so geordnet werden, daß das schwingende Rad nicht am Samstag mittag — oder auch schon am Freitag abend — abgestoppt werden muß; die neue Mannschaft soll vielmehr in ununterbrochener Abfolge schon bereit stehen. Diese soll dann ihren Ruhetag nach Ablauf ihrer Arbeitswoche erhalten, wenn sie beim Schichtwechsel wieder der ablösenden neuen Mannschaft Platz macht.

Für ein rein wirtschaftliches Denken muß ein solches Verfahren als eine glückliche Lösung erscheinen. Ohne den arbeitenden Menschen ein Mehr an Plage zuzumuten, wird durch eine kleine Operation am Arbeitskalender ein beträchtlicher Vorteil erzielt. Die Kosten, die mit dem neuen Ingangsetzen des Triebwerkes verbunden sind, werden erspart, zugleich wird aber die Produktion erheblich gesteigert. Können hier wirklich ernste Einwendungen erhoben werden?

Von seiten der wirtschaftlichen Organisation ist das offenbar nicht der Fall. Die Vorteile sind zu offensichtlich. Aber gibt es nicht doch auch noch andere Gesichtspunkte, die nicht vernachlässigt werden dürfen? Man erschrickt von Zeit zu Zeit vor der unheimlichen Gesetzlichkeit, die dem Vortreiben der Technisierung innezuwohnen scheint. Jede Möglichkeit muß

ausgewertet, jedes Vorkommen muß angebohrt, jede Wasserkraft muß ausgenützt werden, auch wenn die Landschaft zerstört wird, wenn Täler veröden und Dörfer im Stausee versinken. Es ist nur eine vergrößerte Art von solch autonomem Voranstürmen der Technik, wenn in afrikanischen Kolonialgebieten durch gewaltsame Industrialisierung schon ganze Volksschichten aus dem Frieden ihrer Stammesverbände herausgerissen und erbarungslos proletarisiert werden und wenn auf diese Weise kostbares Menschentum in der Wurzel vergiftet wird. Eine Technisierung, die nur ihre eigenen Gesetze kennt, gleicht einem führerlos gewordenen Eisenbahnzug, der alle Signale überfährt — jeder weiß, wie das enden muß. Vor dem dahinstürmenden Zug der Technisierung muß ein laut warnendes Signal für den Sonntag groß aufgerichtet werden. Wird auch dieses überfahren werden?

Es gehört zu den Ruhmestiteln des Christentums, daß es den Sonntag und mit dem Sonntag einen regelmäßig wiederkehrenden Ruhepunkt für das Arbeitsleben des Menschen gebracht hat, und zwar für alle Menschen. Auch die vorchristliche Antike kannte eine Festordnung, und der Festtage waren nicht wenige. Für das Rom des Kaisers Augustus hat man jährlich 45 kalendermäßig festgelegte Feiertage nachgewiesen und dazu 87 weitere, die von den Pontifices jedesmal neu anzusagen waren. Unser Wort „Feier“ stammt ja ebenso wie „Ferien“ von dem entsprechenden römischen Terminus „feriae“; aber es waren Feiertage für die Klasse der Freien. Erst im Christentum gibt es keinen Unterschied zwischen Freien und Sklaven. Vor Gott sind alle gleich. Der Sonntag ist für alle.

Für alle war auf diese Weise ein humaner Rhythmus des Arbeitslebens festgelegt. Die heilige Ruhe des Sonntags gab die Möglichkeit aufzuatmen, sich über die zermürende Sorge des Alltags zu erheben und in einer höheren Luft neue Kraft zu schöpfen. Auch unter den neuen Verhältnissen der sich entwickelnden Industrie ist die soziale Wohltat des Sonntags oft genug gerühmt worden. Der Sonntag war ein erster Arbeiterschutz, den trotz allem die Kirche gewährleistete und dessen tiefgehende Bedeutung nur deswegen weniger bewußt wurde, weil er so selbstverständlich schien.

Aber es war doch schon ein Mißverständnis, wenn man nun den Sonntag fast nur mehr als Ruhetag, als Tag des Ausruhens von der „knechtlichen“ Arbeit und als Regenerator der physischen und psychischen Kräfte schätzte und wenn er schließlich zum „Wochenende“ wurde, in das nun auch der Samstag auf gleicher Ebene mehr und mehr einbezogen wird. Der Sonntag ist mehr und ist immer mehr gewesen. So sehr, daß durch mehr als ein halbes Jahrtausend von der Arbeitsruhe am Sonntag überhaupt nicht gesprochen wurde. Die vollständige Arbeitsruhe am Sonntag war ein verhältnismäßig später Nebeneffekt der um Jahrhunderte älteren Sonntagsfeier. In einem gewissen Ausmaß war die Sonntagsruhe praktisch allerdings jederzeit von selbst gegeben, insofern man von Anfang an als Hauptleistung des Tages den Gottesdienst betrachtete und man sich also für den Gottesdienst

frei halten mußte. Aber auch in diesem bescheidenen Umfang konnte sich, wie sich das ja von selbst versteht, die Sonntagsruhe nicht auswirken, solange die Kirche unter dem Druck des feindlichen Staates und der feindlichen Gesellschaft stand. Der Gottesdienst des Sonntags mußte meist in früher Morgenstunde gehalten werden — *antelucanis coetibus*, sagt Tertullian — bevor man sich an die Arbeit begab. Erst gegen Ausgang der Verfolgungszeit, wo die Kaiser seit Aurelian den Sonnenkult als Staatsreligion förderten, scheint auch der *dies Solis*, der wöchentliche Sonnentag — der Name ist bekanntlich vorchristlich — gegenüber den Tagen der übrigen Sterngötter in der Öffentlichkeit eine gewisse Auszeichnung erfahren zu haben.

Bezeichnend ist aber die Erscheinung, daß schon die ersten Nachrichten, die uns nach dem Befreiungsedikt des Jahres 313 vom zeitlichen Ansatz des sonntäglichen Gottesdienstes Kunde geben, dafür die dritte Stunde des Tages nennen. Man hat also den sonntäglichen Gottesdienst, sobald nur eben die Möglichkeit gegeben war, in die beste Stunde des Tages verlegt; das heißt: man hat vorausgesetzt, daß alle Gläubigen den Vormittag des Sonntags von anderen Geschäften frei halten werden, um an der Feier der Eucharistie teilzunehmen. Daß man dazu Feierkleider trug, war auch schon in der vorausgegangenen Zeit für die Christen selbstverständlich, wie aus einer Bemerkung des Clemens von Alexandrien († um 215) hervorgeht (*Paed.* III, 11).

Der Sonntag wurde so der wöchentlich wiederkehrende große Tag des Christenvolkes. Alles strömt zusammen, um am Aufschwung der Gemeinde zu Gott teilzunehmen. Der Gottesdienst beherrscht den Tag, in erster Linie die Feier der Eucharistie zur dritten Stunde. Dieser Ansatz blieb das ganze Mittelalter hindurch so selbstverständlich, daß noch im XVI. Jahrhundert „zur Stunde der Messe“ soviel bedeutete wie „um 9 Uhr vormittag“. Dazu kam als Vorbereitung beim Morgengrauen die Mette und gegen Abend die Vesper. Waren diese letztgenannten Veranstaltungen auch nicht Verpflichtung für alle, so war es doch kein großer Schritt mehr, wenn seit dem sechsten Jahrhundert die öffentliche Meinung und bald auch das kirchliche und dann das staatliche Gesetz von allen die volle Arbeitsruhe verlangten. Erinnerungen an das Sabbatgesetz des Alten Bundes und auch nationale Überlieferungen der nördlichen Völker haben dazu beigetragen. Aber der Ton lag auch weiterhin auf dem Gottesdienst. Ein Ruhetag oder gar ein Fest ohne Gottesdienst wäre undenkbar gewesen. Es ist das ein Zusammenhang, der übrigens nicht erst der christlichen Kultur angehört. Für den Tieferblickenden ist er im Wesen der Dinge begründet. Was gehört dazu, ein Fest zu feiern? Joseph Pieper antwortet darauf: „Es gehört dazu, daß der Mensch, aller Welt-Unstimmigkeit zum Trotz, ja selbst durch einen Schleier von Tränen hindurch, den letzten Sinn-Grund der Welt bejahe und sich mit ihm in Übereinstimmung und von ihm umfassen wisse . . . Es zeigt sich hier, daß es kein Fest ohne Götter gibt, ja daß die kultische Feier die Urgestalt des Festes ist“ (J. Pieper, *Weistum-Dichtung-Sakrament*, München 1954, 211; vgl. auch von demselben: *Muße und Kult* [München, Kösel]).

Der wichtigste Programmpunkt des Sonntags blieb in der christlichen Überlieferung aller Jahrhunderte die gemeinsame Feier des eucharistischen Opfers. Das war die wöchentliche Vollversammlung der christlichen Gemeinde. Schon der Verfasser der Syrischen Didaskalie im dritten Jahrhundert mahnt seine Gläubigen noch unter den schwierigen Bedingungen jener Zeit der Bedrückung, zur sonntäglichen Feier sich vollzählig einzufinden und nicht „den Leib Christi um seine Glieder zu verkürzen“ (II, 59, 3). Die Versammlung aller, die nicht rechtmäßig verhindert waren, zur gemeinsamen Feier am Sonntag verstand sich im ganzen Mittelalter von selbst. Die erstaunlichen Ausmaße der Gotteshäuser, die von der Bürgerschaft der mächtig großen Städte damals geschaffen wurden — nur wenige von ihnen erreichten eine Einwohnerzahl von mehr als 10000 —, waren gewiß auch diktiert vom Repräsentationsbedürfnis dieser ganz religiös bestimmten und zugleich sehr selbstbewußten Gemeinschaften. Aber die Grundlage dafür war in der Voraussetzung gegeben, daß eben das gesamte Stadtvolk, reich und arm, hoch und nieder, groß und klein, zu einer einzigen gemeinsamen Feier sich zusammenfinden sollte.

Uns ist heute das Gefühl dafür einigermmaßen abhanden gekommen. Wir sind es schon ganz gewohnt, daß an Sonn- und Festtagen zu verschiedenen Stunden des Tages, ja beinahe zu jeder Stunde „Gelegenheit“ geboten wird, an der heiligen Messe teilzunehmen. Die Kirchen füllen sich und leeren sich dreimal, fünfmal und öfter. Aber es ist bemerkenswert, daß an einer Stelle des Kirchenjahres auch heute wieder das Bewußtsein wach wird, daß dies nicht der ideale Zustand sein kann. Das ist der Fall an jener Stelle, wo auch heute noch der Grundsatz der einmaligen Feier in Geltung und wo diese einmalige Feier soeben zu neuer Kraft erwacht ist: am Höhepunkt des Kirchenjahres, nämlich an den letzten Kartagen und in der Osternacht. Auf dem Pastoralliturgischen Kongreß in Assisi (Sept. 1956) kam aus den volkreichen Pfarreien der amerikanischen Großstädte die Klage, daß die Kirchen für diese Gelegenheit nicht ausreichten und daß ein Ausweg gefunden werden müsse. Man wurde sich dessen bewußt, daß, wenn die Aufspaltung der Gemeinde wenigstens an solchen Höhepunkten des kirchlichen Gemeinschaftslebens vermieden werden sollte, dem Kirchenbau andere Berechnungsgrößen zugrundegelegt werden müßten.

Im Grundsatz der einen gemeinsamen Feier, der bis an die Schwelle der Neuzeit für jeden Sonntag selbstverständlich und allgemein gültig war und der in vielen Landpfarreien auch heute noch in Kraft ist, wird ein Faktor jeder echten Feier sichtbar: die Gemeinsamkeit. Eine Stunde der Besinnung und der inneren Einkehr kann der einzelne auch für sich allein halten im stillen Kämmerlein oder in einem Winkel der Kirche, aber feiern kann man nur zusammen mit einer gleichgestimmten Umgebung. Feier ist Ausdruck gemeinsamen Gedenkens, gemeinsamer Freude, gemeinsamer Erhebung. Feier verlangt die Resonanz des gleichen Gedankens in den Vielen. Und der Mensch braucht diese Resonanz. Er braucht nicht bloß die Ruhe, auch nicht

bloß die Stunde der Besinnung; er braucht die Feier, er braucht das Mitmenschliche, damit das Menschliche in ihm erblühen kann.

Es ist nicht sehr viel, was uns von der Gemeinsamkeit der Sonntagsfeier geblieben ist. Immerhin haben dank der Erneuerung des liturgischen Lebens die Teilgemeinden, die an den Sonntagen zu den verschiedenen Stunden auch in der Stadt die Kirchen füllen, wieder gelernt — wo es nicht alte Überlieferung ist —, gemeinsam zu singen, gemeinsam zu beten, sogar dem Priester gemeinsam Antwort zu geben. Gemeinsam tritt man auch zum Tisch des Herrn und weiß wieder von christlichem Brudertum. Und gemeinsam ist doch auch — auch das ist nicht zu verachten — die Pause im Gleichtakt der Arbeitswoche. Die Familie, die die Woche über oft nach allen Richtungen zerstreut war, findet sich aus Büro und Fabriktaal, aus Schule und Geschäft zusammen zum gemeinsamen Familientisch, der selbst eine festliche Stimmung atmet, vielleicht auch zum gemeinsamen Spaziergang oder Ausflug. Und wenn es nicht die Familie ist, so formen sich doch Dutzende anderer Gemeinsamkeiten, die alle bewußt oder unbewußt von der wohlthätigen Atmosphäre des gemeinsamen Sonntags leben. Der Sonntag ist ja auch der Tag für das profane Fest, für die nationale Feier. Politische Höhepunkte, wie es ein Wahltag ist, werden auf den Sonntag gelegt. Und selbst das Straßenbild hilft auch in der Großstadt noch immer mit, das stärkende Bewußtsein vom Sonntag aufrecht zu erhalten. Das Rennen und Hasten, das Rollen der Lastwagen, das Treiben des Marktes, alles das hat ausgesetzt. Die Menschen gehen in Feierkleidern oder sie streben statt in die Fabrikräume hinaus in die freie Gottesnatur, und wenn nichts anderes an eine höhere Welt gemahnt, so ist es doch das Geläute der Kirchenglocken, das auch der nicht missen möchte, der sich zum Gang in die Kirche nicht mehr aufschwingen kann. Selbst in einer durch die Glaubensspaltung zerrissenen Christenheit ist der gemeinsame Sonntag noch ein starkes Band, das uns alle zusammenhält, ein Band, das um jeden Preis gefestigt, aber nicht gelockert werden sollte.

Durch die gleitende Arbeitswoche würde es gelockert, wenn nicht allmählich zerstört. Der Arbeiter, der nur mitten in der Woche frei hat, kann dieser „Freiheit“ kaum recht froh werden. Sie gleicht beinahe einem goldenen Käfig, in dem er von seiner Mitwelt isoliert ist. Er mag sich in Feierkleider werfen, er mag sich Genüsse erlauben, wie sie sonst nur dem Festtag zukommen — es fehlt die Atmosphäre des Gemeinsamen, es fehlt das Echo des Mitmenschlichen, und zwar ebenso in der Kleinwelt der Familie, deren Glieder ja nach anderem Rhythmus leben, wie in der Großwelt der Volksgemeinschaft, für die, wenn ihr überhaupt ein periodisch wiederkehrender Feiertag bleiben soll, doch nur der Sonntag in Betracht kommt.

Mit dem Gesagten ist der Sonntag immer noch nur von außen gesehen. Aber die eigentlichen Werte des Sonntags liegen tiefer. Sie sind freilich nur für den Christen voll verständlich. Der Sonntag ist der Tag, der das christliche Bewußtsein wach erhält, der jedesmal die Begegnung mit Gott und mit seiner erbarmenden Liebe erneuert. Es mag wohl sein, daß ein Großteil der

Gläubigen so gestimmt ist, daß er durch den sonntäglichen Kirchengang nur eben eine Pflicht zu erfüllen meint und darum vom eigentlichen Gehalt des Sonntags nur wenig berührt und nicht innerlich ergriffen wird. Dieser innere Gehalt ist trotzdem da und er wirkt auch ins Unbewußte hinein. Dabei ist aber doch auch der Kreis derjenigen, die um die Segnungen des Sonntags wissen, im Wachsen begriffen. Der Sonntag ist der Tag, „den der Herr gemacht hat“ (Psalm 117, 24), der Tag, an dem das Gedächtnis der Heiltatsachen lebendig wird, auf die die christliche Weltordnung sich aufbaut. An diesem Tag sind alle geladen, damit in der gemeinsamen Versammlung derer, die Christus angehören, der Auftrag des Meisters erfüllt werden kann: Tut dies zu meinem Andenken. Was er am Tage von Golgotha getan und am Ostermorgen mit seiner Auferstehung besiegelt hat, das soll in unserer Mitte von neuem Wirklichkeit werden. Das weltversöhnende Werk der Erlösung, das Opfer des neuen und ewigen Bundes soll wiederum in den Kreis der Erlösten hineingestellt werden, damit es als Huldigung des neuen Gottesvolkes zu Gott emporsteige. Der Sonntag erneuert allwöchentlich das Gedächtnis unserer Erlösung, und das Gedächtnis der Erlösung gipfelt jedesmal in der Feier der Eucharistie. Dazu ist der Kirche ja das Geheimnis der Eucharistie übergeben, daß es als Gedächtnis „des gesegneten Leidens, der Auferstehung von den Toten und der glorreichen Auffahrt in den Himmel“ fort und fort gefeiert werde, und dazu hat schon die Kirche der Apostel den Sonntag, den allwöchentlich wiederkehrenden „ersten Tag der Woche“ beobachtet, weil es der Tag ist, an dem der Herr sein Heilswerk durch den Ostersieg vollendet hat. Er heißt darum schon damals „der Tag des Herrn“, der Tag des Kyrios (κυριακή; in den romanischen Sprachen dementsprechend die Ableitungen von dominica); der Sonntag ist der wöchentliche Christustag. So wie Ostern Jahr für Jahr, und dann in breit angelegter Festfeier, das Gedächtnis der Erlösung begeht und damit die Grundlagen des christlichen Daseins ins Bewußtsein ruft, so tut es Woche für Woche in schlichterer Feier, aber in gleicher Absicht der Sonntag.

Es ist nicht etwas Geringes, was damit geschieht. Seit zwei Jahrtausenden kommt Woche für Woche an diesem bestimmten Tag in der ganzen weltweiten Christenheit das ganze christliche Volk in Bewegung. Es versammelt sich in den Gotteshäusern, die wesentlich für diesen Zweck an hunderttausend Orten errichtet sind, mitten im Trubel der Weltstadt, im verlorenen Alpendorf oder zwischen den Hütten des neubekehrten Negerstammes. Ohne Zwang und ohne materiellen Gewinn finden sie sich zusammen, um für eine Stunde in jener höheren Welt zu atmen, die uns Christus eröffnet hat. Dann kehren sie in ihr Heim und in ihren Alltag zurück. Das ist die Antwort der Kirche auf den Advent, mit dem Gott unsere Erde begnadet hat. In Christus hat Gott selber vor zweitausend Jahren unsere Erde berührt. Es ist nicht erstaunlich, daß die Welt davon erzittert. Der Psalmist hat das schon gewußt: „Er berührt die Berge, und sie rauchen“. Der wöchentliche Sonntag ist seitdem wie das Nachbeben der Erde auf den Einbruch Gottes in die Weltge-

schichte, ein Nachbeben, das nun durch die Jahrtausende geht — in jährlich zweiundfünfzig ruhigen Schwingungen — und das nicht mehr aufhören wird, solange Menschen auf dieser Erde leben.

Der christliche Sonntag darf nicht geschwächt, er muß mit allen Mitteln in seiner Kraft erhalten werden. Man darf kühnlich behaupten, daß alles, was man christliche Kultur nennt, was auf dem Boden des Christentums im Lauf der Jahrhunderte von Künstlern im Bau und Bild und Ton geschaffen worden ist, aus jener Begeisterung stammt, die auf dem Grund des Sonntags erwachsen ist, auf dem Grund der regelmäßig wiederkehrenden Erhebung der Herzen in der gemeinsamen Feier der Sonn- und Festtage.

Zuzugeben ist, daß nicht jeder Abbruch, der der Gemeinsamkeit geschieht, schon den Untergang des Sonntags bedeutet oder unbedingt verurteilt werden müßte. Ganz abgesehen von den Bindungen, die das Familienleben mit sich bringt, hat es immer schon Erwerbszweige gegeben, die einen ununterbrochenen Betrieb voraussetzen und in denen ein Teil der darin Beschäftigten wenigstens an einer gemeinsamen Feier zur festgesetzten Stunde, wie sie auch heute noch der sonntägliche Hauptgottesdienst darstellt, nicht teilnehmen konnten. Auch am Sonntag will im Gastgewerbe der Gast bedient sein, auch am Sonntag müssen die Räder der Eisenbahn rollen, und es ist denkbar, daß in Industrie und Technik Situationen entstehen oder schon vorhanden sind, in denen ähnlich dringende Gründe vorliegen. Die deutschen Bischöfe haben in ihrer Erklärung von November 1955 „Zur Frage der 40-Stunden-Woche und zur Frauenarbeit“ nicht von vornherein und für jeden einzelnen Fall eine Änderung im Arbeitsrhythmus ausgeschlossen; aber sie haben auf die Gefahren eines Weges hingewiesen, auf dem der Rhythmus von Arbeit und Freizeit vom Lauf der Woche gelöst wird und der Sonntag seine beherrschende Stellung verliert. Sie haben vor der Konsequenz gewarnt, die in einer solchen Entwicklung liegt: „Die Erwerbsarbeit wird zum alles beherrschenden Idol“.

Wenn die Weiterentwicklung der Technik nicht in einen Triumph der Materie auf Kosten des Geistes ausarten soll, dann darf nicht das Menschliche abgebaut werden, um der Technik zu dienen, sondern dann muß die Technik so geordnet werden, daß sie, wenn nötig auch unter gewissen Einbußen, dem Menschen dient. Dann darf sie nicht über den Sonntag hinwegschreiten, sondern muß mit ihren gewaltigen, naturbezwingenden Kräften dazu beitragen, daß auch dem arbeitenden Menschen die Segnungen des Sonntags zuteil werden können und er nach der Fron der Woche in der Feier des Sonntags seiner Menschenwürde und Christenwürde froh bewußt werden kann.